



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses rottland : Roman. III.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

### III.

Der Freiherr war nicht wenig erfreut, als er bei seinem Eintritt den Vater Ambrosius vorfand. Er begrüßte ihn mit einem derben Händedruck und meinte mit verstecktem Spott, die Schwestern würden den Besuch eines so lieben Freundes wohl geahnt und deshalb auf die beabsichtigte Ausfahrt verzichtet haben. Als er dann, hungrig wie ein Wolf und scheltend, daß der Tisch noch nicht gedeckt war, in der Stube auf- und niederwanderte, entdeckte er das Bündel, das der geistliche Herr mitgebracht hatte.

„Was ist denn das für ein Paket?“ fragte er, indem er mit dem Fuße daran stieß. „Da ist wohl eine Muskete drin?“

Der Vater lächelte geheimnisvoll. „Eine Muskete gerade nicht,“ sagte er, „aber eine andere Waffe, wenn auch nur die einer unvernünftigen Kreatur.“

Der Freiherr schaute ihn überrascht an.

„Etwas für die Naturalienkammer?“

„Sie haben es erraten.“

„Packen Sie aus, Vater, packen Sie aus! Ich sterbe vor curiosité!“

Mit dieser Behauptung hatte Herr v. Friemersheim nicht so ganz unrecht. Die kleine Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten, die er seine Naturalienkammer oder sein Kabinett nannte, und deren Rettung aus Kriegsgefahr ihn über die Zerstörung des Burghauses getröstet hatte, war sein Steckenpferd, dem er in glücklicheren Zeiten zum Ärger seiner Schwestern mit Freuden jedes Opfer zu bringen bereit gewesen war.

Vater Ambrosius schickte sich an, den Bindfaden aufzuknüpfen. Er tat es mit Ruhe und Bedachtsamkeit, um die Erwartung des Freundes aufs Höchste zu spannen. Endlich fiel die letzte Papierhülle, und außer zwei kleineren, wiederum sorgfältig eingepackten Gegenständen kam ein stattlicher Narwalzahn zum Vorschein.

Der Freiherr war vor Freude sprachlos.

„Ein verspätetes kleines Ostergeschenk,“ bemerkte der Vater, „und ich würde mich glücklich schätzen, wenn es Ihnen einiges plaisir bereitet.“

„Wo haben Sie diese Rarität aufgetrieben?“ fragte Herr Salentin, indem er den Finger über die gewundenen Riefen des Zahnes gleiten ließ.

„Pater de la Tour in Antwerpen war so aimable, mir dieses Horn zu verehren. Er hat es aus Engelland erhalten, wo man das Einhorn sonderlich estimiert, wie es dort ja auch der König im Wappen führt.“

„Das Einhorn!“ rief Schwester Felizitas in freudigem Erstaunen, „das wildeste aller Tiere, das nur eine reine Jungfrau zu händigen vermag, also daß es sein Haupt in ihren Schoß legt und sich ohne résistance fangen läßt!“

„Weshalb es Aristoteles auch den indischen Esel benamset,“ setzte der Bruder trocken hinzu.

Das Anliß der würdigen Dame umwölkte sich, und um ihre Mundwinkel zuckte es schon wie Wetterleuchten. Aber der kluge geistliche Freund wandte das aufziehende Gewitter ab, indem er der Priorin ein Päckchen überreichte, das sie nicht ohne ein wenig Ziererei annahm, dann aber mit um so größerer Hast öffnete. Es enthielt einen Beutel mit einem feinen bräunlichen Pulver, das einen köstlichen würzigen Duft ausströmte. Die Beschenkte sog das wunderfame Aroma begierig ein und blickte den Spender der Gabe fragend an.

„Schokolabe!“ erklärte er. „Unsere Brüder in Salamanca haben uns ein ganzes Fäßchen dieses Staubes zum Präsent gemacht. Ihre Missionare pflegen dergleichen aus Veracruz mitzubringen. Man rührt eine kleine Portion davon in kochendes Wasser und trinkt es, so lange es noch heiß ist.“ Und indem er den Dank der für alle Süßigkeiten und Näscherereien so empfänglichen mater reverenda mit dem Hinweis darauf, daß die Gabe ja kein Geschenk, sondern nur ein Kostproböchen sei, bescheiden ablehnte, händigte er der Gubernatorin einen kleinen Oktavband aus: die Memoiren des Michel de Marolles, des Abtes von Billeloin, ein Buch, nach dem sie schon lange geschmachtet hatte.

So war es dem aufmerksamen Freunde gelungen, alle drei Geschwister glücklich zu machen — wenn auch nur für einen kurzen Augenblick. Denn der Gubernatorin fiel schwer auf die Seele, daß sie die noch tausendmal interessanteren Memoiren des Seigneur de Brantôme ebenfalls noch nicht gelesen hatte, die Priorin empfand plötzlich einen unwiderstehlichen Appetit nach dem berühmten „Coffee“, von dem man am Hofe des Allerchristlichsten Königs jetzt so viel Aufhebens machte, und dem Freiherrn drängte sich die schmerzliche Erkenntnis auf, daß in eine echte und rechte Naturalienkammer nicht nur das Horn des seltsamen britischen Wappentieres, sondern zu allererst der noch weit erstaunlichere Paradiesvogel gehöre.

So kam es, daß sich, als Villa nun den Tisch zu decken begann, die Wogen des allgemeinen Entzückens bereits wieder gelegt hatten, und daß man den geistlichen Freund, der schon nach seinem Krempehut griff, durchaus nicht so eindringlich zum Dableiben und zur Teilnahme an dem einfachen Mittagmahle nötigte, wie es aus Rücksicht auf seine Gastgeschenke wohl am Platze gewesen wäre. Er leistete jedoch als kluger Mann, der sich bewußt ist, daß er noch andere Missionen zu erfüllen hat, auch der weniger eindringlichen Einladung Folge, aß und trank wie ein Vögelchen und gab sich die redlichste Mühe, den Freiherrn in eine rosigte Stimmung zu versetzen und ihn auf diese Weise für die Bearbeitung, der er ihn nach aufgehobener Tafel zu unterwerfen gedachte, zweckmäßig vorzubereiten.

Aber Herr Salentin war heute auffallend zerstreut, überhörte die feinen und die weniger feinen Anspielungen seines Gastes und stellte Fragen, aus denen deutlich hervorging, daß er mit seinen Gedanken in ganz anderen Regionen weilte. Er speiste nach seiner Gewohnheit hastig; dann aber, als der Wolfshunger, den er vom Felde mitzubringen pflegte, gestillt war, legte er plötzlich Messer und Gabel aus den Händen und schaute den geistlichen Freund mit einem so sonderbar nachdenklichen Ausdruck an, daß diesem ganz unheimlich zumute wurde.

„Pater,“ sagte er endlich, „wissen Sie auch, was ich heute beim Lambertsberge gesehen habe?“

„Die erste Schwalbe?“

„Nein, aber einen Paradiesvogel.“

„Einen Paradiesvogel? Wie wäre das möglich?“

„Ja, das habe ich mich auch gefragt. Aber es konnte nichts anderes sein.“

Pater Ambrosius schüttelte ungläubig den Kopf. „Saben Sie ihn genau erkennen können?“ fragte er.

„Er kam bis auf fünf Schritt an mich heran.“

„Sollte es nicht doch eine illusion gewesen sein?“

„Erlauben Sie, bester Freund, es war heller Morgen, und ich war nüchtern wie ein lapin.“ Und nun gab er eine so genaue und ausführliche Beschreibung des merkwürdigen Vogels, daß der Pater, der auf diesem Gebiete als ein erfahrener Kenner galt, bald merkte, daß das gefiederte Geschöpf, das dem alten Herrn die Ruhe seiner Seele geraubt hatte, kein Paradiesvogel, sondern ein Immenwolf oder Bienenfresser, also ein wenn auch seltenes, so doch keineswegs völlig ungewöhnliches Tier gewesen war. Aber es schien ihm geraten, seine Weisheit für sich zu behalten und den guten Freiherrn nicht aus dem ihn so beseligenden Traume zu reißen.

„Nun, Ihrer relation nach könnte es schon ein Paradiesvogel gewesen sein,“ meinte Pater Ambrosius mit ernster Miene. „Und wenn ich's recht bedenke: bei Gott ist kein Ding unmöglich. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß er, dem alle Kreatur gehorcht, ein solches Tierlein von den Molukkschen Inseln bis in das Sülkische Land fliegen lassen kann.“

Das Mahl war beendet, und die beiden Damen zogen sich in ihr Appartement zurück.

Der Freiherr, der seinen neuen Schatz in Sicherheit bringen wollte, bat den Freund, ihm in die Naturalienkammer zu folgen.

Der Raum, dem man diesen prunkvollen Namen beigelegt hatte, lag eine Treppe höher und war bei Lebzeiten Frau Agnesens als Mangeltammer benutzt worden. Die mächtigen Wäscheschränke aus dunklem Eichenholz hatten jedoch ihren ursprünglichen Inhalt an allerhand Kisten und Truhen abgeben müssen und bargen jetzt die Kostbarkeiten, an denen das Herz des Hausherrn hing. Da lagen in den noch immer ein wenig nach Lavendel duftenden Gefächern glitzernde Erzstufen aus dem Mechernicher Bleiberge, Achatdrusen von Oberstein, Schieferplatten, auf denen man das Bild eines Fisches oder eines Farnkrautblattes erkennen konnte, und die man als Naturspiele höchlichst bewunderte, Muscheln und Korallenzweiglein, Kokosnüsse und Straußeneier, Pinienäpfel und Hummerschalen, Seesterne und Bernsteinstückchen, Stacheln vom Stachelschwein und Schnäbel von Lufanen, getrocknete

Fische und präparierte Vogelbälge, aber auch vergiftete Pfeile aus Guinea, Flechtereien aus Angola, Arbeiten in Elfenbein von der Insel Nippon, endlich das Kriegsbeil eines indianischen Häuptlings und die winzigen Schuhe einer vornehmen Chinesin. An den Wänden prangten Geweihe von Hirschen und Elchen, Gehörne von Steinböcken und Wildschafen, von der Decke baumelten an Drähten Seeteufel, Rochen und fliegende Fische. An jedem einzelnen all dieser Gegenstände war ein Zettel befestigt, der dem staunenden Beschauer über Herkunft, Seltenheit und Wert die ausführlichste Auskunft gab.

Diese Kumpelkammer — eine Bezeichnung, deren sich die Gubernatorin zu bedienen pflegte, wenn sie schlechte Laune hatte! — war Herrn Salentins Paradies, und man wird es verstehen können, wie schmerzlich es ihn berührte, daß gerade der Paradiesvogel darin fehlte. Die Stunden, die der alte Herr hier unter seinen Schätzen verbrachte, waren die glücklichsten seines Lebens, und doppelt glücklich fühlte er sich, wenn er einem Kenner oder auch nur einem wißbegierigen Laien die Herrlichkeiten vorweisen und erklären konnte. Das Kabinett war aber auch, so gewagt das Bild sein mag, Herrn Salentins Achillesferse, d. h. die einzige Stelle, wo er zu verwunden war, und auf diese Achillesferse richtete Vater Ambrosius deshalb den Pfeil, den er schon so lange in Bereitschaft hatte.

„Es ist doch jammerschade, daß alle diese raren und kostbaren Dinge, die monsieur le baron mit so viel Fleiß zusammengebracht hat, dereinst wieder in alle Winde verstreut werden sollen,“ sagte er mit einem schmerzlichen Blick in den gerade geöffneten Schrank.

Der Freiherr, der für den Narwalzahn einen würdigen Platz suchte und sich anschickte, die Gegenstände in einem der Gefächer anders zu ordnen, hielt in seiner Tätigkeit inne und wandte sich nach dem Freunde um.

„Was wollen Sie damit sagen, Vater?“ fragte er mit einem leichten Anflug von Unmut.

„Ach — nichts von importance. Es fuhr mir nur so heraus. Aber, da es ja nun doch einmal ausgesprochen ist: ich meinte nur, es wäre besser, wenn Sie einen Sohn hätten, der solche Dinge zu estimieren verstünde.“

„Genügt es nicht, daß meine Raritäten mir und meinen Freunden plaisir machen?“

„Gewiß. Wenn man sich aber sagen muß, daß sie später — hoffentlich erst nach vielen Jahren! — in die Hände eines Mannes fallen, der ja seine Tugenden haben mag, der jedoch für Minervens Stimme taub ist, so empfindet man doch etwas wie affliction.“

„Ich finde es überflüssig, mon cher, daß Sie mich gerade jetzt an meinen neveu erinnern.“

„Verzeihen Sie, monsieur! Ich hätte es wissen sollen, wie désagréable es Ihnen sein muß, sich vorzustellen, daß Herr v. Pallandt nur auf den Tod von seinem Herrn oncle wartet, um alle diese Kostbarkeiten zu Gelde zu machen.“

„Wissen Sie das so genau?“

„Er hat selbst gesagt, daß er zum wenigsten sechshundert Taler daraus zu lösen hoffe. Er soll den holländischen Chirurgus in Rheinbach, der ja vordem Ihr Freund war, und der das Kabinett so gut kennt wie Sie und ich, gebeten

haben, ein genaues Inventarium aufzustellen, um wenigstens oberflächlich evaluieren zu können, was die Sachen wert sind.“

Man merkte es dem alten Herrn an, daß der Pfeil saß. Er stieß einen langgezogenen Pfiff aus, lehnte den Narwalzahn in die Ecke zwischen Schrank und Wand und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

„So, so! Monsieur Mathias denkt schon daran, die Bärenhaut zu verkaufen, bevor der Bär noch tot ist! Woher wissen Sie das, Pater?“ fragte er.

„Aus einer sehr zuverlässigen Quelle. Sie dürfen natürlich nicht erwarten, daß ich einen Namen nenne. Ich könnte Ihnen noch ganz andere Dinge erzählen, aber es ist nicht meine Gewohnheit, den rapporteur zu machen.“

„Sie würden mir auch kaum etwas Neues rapportieren können, denn daß mein sauberer neveu auf meinen Tod spekuliert, weiß ich längst. Ich habe mich nicht an das Leben attachiert, aber ihm zum Tode wünschte ich, hundert Jahre alt zu werden.“

„Haben Sie nie daran gedacht, noch einmal zu heiraten?“

„Ich — mit meinen zweiundsechzig Jahren?“ Der Freiherr lachte aus vollem Halse.

„Ich sehe nicht ein, weshalb monsieur le baron diese Frage so ridicule findet,“ sagte der Pater ein wenig gekränkt. „Sie sind doch noch robuster als mancher andere mit zweiundvierzig.“

„Nun ja — ich kann ja nicht klagen! Gesund bin ich ja noch, und das Alter drückt mich noch nicht, aber bedenken Sie nur: zweiundsechzig Jahre!“

„Wie alt war denn der v. Elk-Kempenich, als er die dritte mariage schloß? Neunundsiebzig. Und danach hat er noch zehn Jahre gelebt.“

Herr Salentin schwieg und stopfte sich sehr bedächtig eine lange holländische Tonpfeife. Man konnte ihm ansehen, daß er den Gedanken an eine Verehelichung doch nicht so völlig von der Hand wies.

„Meine Schwestern würden große Augen machen, wenn ich alter Kerl noch eine junge Frau ins Haus brächte,“ sagte er schmunzelnd, während er Feuer schlug. „Früher freilich, als ich noch jünger war, haben sie mich selbst bereben wollen, noch einmal auf die Freite zu gehen. Aber jetzt — wo sie das Regiment im Hause führen? Sie würden sich schön bedanken.“

„Ich glaube die observation gemacht zu haben, daß mesdames für-Dero neveu nicht sonderlich affektioniert sind.“

„Das stimmt. Sie können ihn nicht ausstehen.“

„Um so besser! Man wird sie leicht persuadieren können, daß man Herrn v. Pallandt am empfindlichsten affligiert, wenn man die Heirat von monsieur le baron begünstigt.“

„Würden Sie es unternehmen, das Frauenzimmer zu sondieren, wie es das Projekt aufnehmen würde?“

„Weshalb nicht? Ich glaube mich der confiance von mesdames rühmen zu dürfen.“

„Hören Sie, Pater,“ sagte der alte Herr jetzt mit leiserer Stimme und indem er seine wuchtige Hand auf die schmale Schulter des geistlichen Freundes legte, „ich muß Ihnen die confession machen, daß ich selbst schon an eine Wieder-  
verheiratung gedacht habe. Erstlich meines neveu halber, sodann aber auch, weil

ich jemand haben muß, der mich pflegt, wenn die Fatiguen des Alters doch einmal kommen. Hab' mich bisher nur immer gescheut, Ernst zu machen, weil ich fürchten muß, daß die beiden alten Weibsbilder rebellisch werden. Wenn Sie es aber auf sich nehmen wollen, ihnen meine Resolution auf eine behutsame Manier beizubringen, so würden Sie mich zum größten Danke obligieren."

Der treue Hausfreund übernahm den Auftrag, die beiden Damen für den Plan ihres Bruders zu gewinnen, mit derselben Bereitwilligkeit, mit der er den Schwestern zugesagt hatte, den Freiherrn in ihrem Sinne zu bearbeiten. Er freute sich nicht wenig, daß beide Parteien ihm seinen Vermittlerdienst so leicht machten und ihm eigentlich nichts anderes zu tun übrig ließen, als die Früchte der Erkenntlichkeit einzuheimsen, die ihm von beiden Seiten entgegenreisten.

"Glauben Sie, daß mesdames wieder unten in der Stube sind?" fragte er, in der Absicht, sich seines neuen Auftrags so schnell wie möglich zu entledigen.

"Um Gotteswillen, Sie wollen jetzt schon mit ihnen reden?" rief Herr Salentin entsetzt, indem er mit festem Griff den dürren Arm des Paters packte und diesen auf seinen Stuhl niederdrückte. "Um alles in der Welt keine précipitation! Sie werden doch einsehen, mon ami, daß ich mich erst an den Gedanken gewöhnen muß!"

"Gut, ich werde Ihnen also eine Viertelstunde Gnadenfrist gewähren," erwiderte Pater Ambrosius heiter, „aber dann muß das Eisen geschmiedet werden.“

"Sie zeigen in dieser affaire mehr empressement als ich selbst," meinte der Freiherr, dem bei dem Eifer des Freundes etwas unbehaglich zumute wurde. "Es sieht beinahe aus, als ob Sie an meiner mariage interessiert wären."

"Ich will es nicht leugnen, monsieur. Ich bin sogar dreifach interessiert. Zum ersten liegt mir das Glück eines Freundes am Herzen, zum andern kenne ich Ihre schöne Praxtit, unser Kollegium an jedem glücklichen événement Ihres Hauses partizipieren zu lassen, und zum dritten würde es mir chagrin bereiten, wenn die Rottländer Possessionen einst in calvinistische Hände kämen."

"Sieh da!" sagte der alte Herr lachend, „dann würden Sie von meiner Heirat ja mehr avantage haben als ich selbst! Nun weiß ich auch, weshalb Sie mich mit so viel Eifer dazu encouragieren. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Gefallen tue?"

"Ist es nicht genug, daß ich Ihnen bei Dero Frauen Schwestern den Heiratspermiß erwirke?" fragte der Pater, auf den Scherz seines Gönners eingehend.

"Nein, mein Lieber, das ist nicht genug. Der Profit würde zu ungleich sein. Sie haben bei der affaire dreifach avantage und ich nur doppelt. Sie müssen deshalb noch etwas drauflegen."

"Was könnte Ihnen ein Mann geben, der das Gelübde der Armut abgelegt hat?"

"Verschanzen Sie sich nicht hinter Ihre Soutane, mon cher! Das Gelübde des einzelnen prohibiert nicht, daß Ihrer Gesellschaft der halbe Erdball gehört."

"Monsieur beliebt zu spotten," sagte Pater Ambrosius ein wenig unsicher.

"Gott soll mich behüten, daß ich über eine Sozietät spotte, deren Arm bis zu den Gewürzinseln reicht!" wehrte der Freiherr ab.

Setzt verstand der geistliche Herr, was der Freund von ihm verlangte.

„So, so, also das ist es!“ sagte er lächelnd. „Wollen Sie sich wirklich des Glückes berauben, den ein letzter unerfüllter Wunsch gewährt?“

„Können Sie diesen Wunsch erfüllen oder nicht?“ entgegnete Herr Salentin, der nicht der Mann war, den Reiz unerfüllter Wünsche zu würdigen, mit unbehohlenen Unmut.

„Vielleicht kann ichs, obschon ich fürchten muß, daß Sie es regrettieren werden,“ sagte der Vater.

„Gut, ich betrachte es als eine promise.“

„Und Ihre contre-promise?“

„Daß ich über's Jahr verheiratet bin.“

Der alte Herr bot dem Freunde die Hand, und dieser schlug ein.

„Nun ist es an der Zeit, mit mesdames zu sprechen. Sie haben wohl die complaisance, mich zu beurlauben,“ sagte Vater Ambrosius, indem er sich erhob.

„Salt, mon ami!“ rief der Freiherr aufspringend, „lassen Sie mich erst aus dem Hause sein!“

Er klopfte seine Pfeife aus, verabschiedete sich und eilte so geräuschlos wie möglich die Treppe hinunter.

Ein paar Augenblicke später vernahm der geistliche Freund im Hofe Pferdetrappel, das sich in der Richtung nach dem Lambertberge zu schnell entfernte. Er kniff die schmalen Lippen fest zusammen, um die in ihm aufsteigende Heiterkeit gewaltsam zu unterdrücken, und begab sich zu den Damen, die ihn längst mit Ungeduld erwarteten.

(Fortsetzung folgt.)



## Alexander Andreas, ein Sohn Livlands

Von Piet v. Reyher-Steglitg



uf dem evangelischen Friedhofe der nordwestrussischen Gouvernementsstadt Witebsk erhebt sich unter anderen ein kleiner Grabhügel, dessen schlichte Steintafel die Inschrift trägt: „Hier ruht in Gott Staatsrat Alexander A. Wadendyk, geb. 3. Nov. 1836, gest. 30. Nov. 1898“. Der hier Ruhende war in seinem Bekannten- und beruflichen Wirkungskreise nur als Schulmann, als trefflicher Lehrer am russischen Gouvernementsgymnasium zu Witebsk und als Verfasser pädagogischer Schriften und russischer Schulbücher bekannt. Ja, seine eigene Schwester hatte erst in späteren Jahren davon Kenntnis erlangt, daß die verschiedenen in der baltischen Presse unter dem Pseudonym Alexander Andreas erschienenen Erzählungen aus der baltischen Heimatgeschichte von ihrem Bruder herrührten. Diese Heimlichkeit findet ihre Erklärung in einer damaligen politisch vorbeugenden Ministerialverordnung, nach der den Lehrern jede Art von Schriftstellerei, mit Ausnahme der pädagogischen, während ihrer Dienstzeit untersagt war. Es blieb somit für die Veröffentlichung seiner übrigens ganz unpolitischen Schöpfungen kein anderes Mittel als das der Anonymität übrig. Und mit wie rechtlich schlagendem Gewissen er diesen an sich freilich verordnungswidrigen Weg beschritten hat, dafür mag eine Äußerung aus einem seiner